

„O quae mutatio rerum“ Was sich für Studenten in den letzten 20 Jahren verändert hat

„O jerum, jerum jerum, o quae mutatio rerum“ – mit diesen Worten klagen wir jedes Mal, wenn wir auf der Kneipe oder auf dem Kommers das Lied „O alte Burschenherrlichkeit“ anstimmen, darüber, wie sich alles verändert hat: Die Lebenssituation des im Beruf oder gar im Rentenalter stehenden Philisters ist nun einmal eine andere als die des jungen Aktiven. Vor allem unter den Älteren denkt aber manch einer bei dieser mit einem gewissen Augenzwinkern vorgebrachten Klage auch daran, wie sehr sich das Studentenleben und nicht zuletzt auch die Situation der Verbindungen seit der eigenen Aktivenzeit verändert haben. Nun haben studentische Korporationen aber trotz aller Schwierigkeiten im Laufe ihrer Geschichte auch deshalb überlebt, weil es ihnen gelungen ist, Traditionspflege mit einer aktiven Gestaltung von Gegenwart und Zukunft in Einklang zu bringen. Vor diesem Hintergrund will ich die Veränderungen während der letzten 20 Jahre, also während des Zeitraums, den ich als Student, Wingolfit und Akademiker aus eigenem Erleben beurteilen kann, in den Blick nehmen.

Es ist sicherlich gewagt, von „dem Studenten“ zu einer bestimmten Zeit zu sprechen. Zu unterschiedlich sind die Lebensläufe, zu heterogen die Gruppe, um die es geht. Ich gehe dieses Wagnis aber dennoch ein, um Trends und Entwicklungen aufzuzeigen, wohl wissend, dass sich für jede meiner Thesen einzelne Gegenbeispiele finden lassen. Es geht mir darum, Trends und Tendenzen aufzuzeigen, die Rückschlüsse auf uns, den Wingolf, zulassen.

Zu diesem Zweck habe ich mich ein wenig an Hochschulen in Mannheim und München umgesehen und viele Gespräche geführt: mit Studenten, Absolventen und Praktikanten, aber auch mit Menschen, die Absolventen einstellen und regelmäßig mit ihnen zu tun haben. Dabei habe ich den Eindruck gewonnen, dass sich unter den Studenten während der letzten 15 oder 20 Jahre einiges in der Herangehensweise an das Studium geändert hat. Ich möchte das in sieben Beobachtungen bzw. Thesen zusammenfassen.

These 1: Studenten sind pragmatischer geworden als früher.

War es in den 90er-Jahren schon ein großes Politikum, ob auf den Papierservietten der Mensa die Werbung einer großen Krankenkasse stehen durfte, ist es heute normal, dass Unternehmen Hörsäle renovieren, an denen dann ihr Name prangt. Ich habe mir mal den Spaß gemacht durch die Mannheimer Universität zu spazieren: Da ist vieles angepackt worden, das mit den knappen finanziellen Ressourcen der letzten Jahre sonst liegen geblieben wäre: Eine 10-Millionen-Euro-Spende von SAP-Mäzen Hasso Plattner für eine Bibliothek im Schloss ist beispielsweise ein Schritt, der noch vor einigen Jahren mit sehr viel Argwohn beäugt worden wäre: Argwohn vonseiten der Studierendenvertretung (weniger von den Studierenden selbst); Argwohn aus der Befürchtung heraus, dass innerhalb der Forschung und Lehre in Zukunft IBM- oder SAP-Technologien (oder sonstige mit dem Spender verknüpfte Produkte) eine wichtigere Rolle spielen würden als bisher oder dass man beispielsweise weniger kritisch über Nachhaltigkeits- und Responsible-Care-Aktivitäten großer Unternehmen urteilt.

Auch die Hochschulen selbst sind pragmatischer geworden. Die Universität Mannheim war zu meiner Studienzeit in den 90er-Jahren eine der ersten, die nicht nur ein umfassendes Alumni-Netzwerk nach amerikanischem Vorbild einrichtete, um die Verbindung zwischen Wirtschaft und Hochschule zu stärken. Gleichzeitig war sie auch eine der ersten, die das Thema Hochschulmarketing systematisch anging, die einzelne Fachbereiche international vermarktete, aktiv um die besten Köpfe unter den Studenten warb. An dieser Stelle haben inzwischen viele Hochschulen nachgezogen: Die Hochschulen profitieren finanziell, die Unternehmen durch geistigen Input der Lehrstühle und Projektgruppen und die Studenten haben gleich einen Fuß in der Tür bei den Unternehmen – eine klassische Win-win-Situation also.

Eine Verbindung kann hieraus lernen, ein lebendiges Netzwerk zwischen Aktiven und Absolventen einerseits und Alten Herren im Berufsleben und darüber hinaus andererseits zu schaffen – und das eben nicht nur in der Theorie zu tun. Der Mannheimer Wingolf ist hier ebenso wie der Wingolfsbund nie über eine mehr oder weniger informelle Datenbank hinausgekommen. Ein übergreifendes Coachingprogramm hat es beispielsweise nie gegeben – warum nicht? Waren nicht gerade das die Pfunde, mit denen die Verbindungen immer gewuchert haben? War es nicht das, was den Verbindungen früher zum Vorwurf gemacht wurde? Böse Seilschaften und Vitamin B, was heute eher als Tugend denn als Makel verstanden wird und neudeutsch Netzwerken heißt?

These 2: Studenten müssen auch enger zusammenrücken als bisher – buchstäblich.

Der Pragmatismus wird der heutigen Studentengeneration aber auch buchstäblich in Bezug auf ihre Wohnsituation abverlangt. In den 90er-Jahren war es, abgesehen von einigen Großstädten, noch kein Problem, eine Wohnung zu finden – die Studentenwerke bauten regelmäßig ausreichend neue Wohnheimplätze und auch die Zahl an WGs war ausreichend groß. Heute ist aufgrund einzelner Doppeljahrgänge infolge der Umstellung von G9 auf G8 der Platz knapper denn je. Das führt in Städten wie München übrigens dazu, dass man als Haushaltshilfe bei netten älteren Herrschaften ein Zimmer bewohnt, denen man im Gegenzug auch mal den Rasen mäht. Es führt aber auch zu einer großen Zahl an privaten Premium-Wohnheimen mit exorbitanten Mieten. Diese Nobel-Wohnheime bieten den Studenten dann Annehmlichkeiten wie einen Concierge-Service und sogar einen Location-Scout, der einem erklärt, wo in der nächsten Woche die angesagtesten Partys stattfinden.

Was das mit dem Wingolf zu tun hat? Sehr viel – denn auch wenn es nie unser erklärtes Ziel sein konnte und kann, über die Zimmer zu werben, sind diese doch für so manchen ein willkommener Anreiz gewesen, um sich diese komische Gemeinschaft mit ihren Mützen und Bändern mal anzuschauen – und im besten Fall dort Fuß zu fassen. Und ich bin mir sicher, jeder Wingolfit hatte seinen persönlichen Location-Scout, der ihn in die Gepflogenheiten der örtlichen Fetenkultur eingeführt hat.

These 3: Studenten sind nicht weniger politisch, aber sachorientierter in ihrer gesellschaftlichen Haltung.

Pragmatismus hat auch in der Arbeit der hochschulpolitischen Gruppen Einzug gehalten. In den 90er-Jahren haben wir über Nicaragua, Kriegsbeteiligung der Bundeswehr in Drittländern und Gender-Themen in Afrika diskutiert. Heute geht es um Wohnheimplätze und Bibliotheksöffnungszeiten – lediglich Themen wie Bafög-Beratung und Semesterticket scheinen Dauerbrenner zu sein. Das politische Engagement ist, wenn man sich mit Studenten unterhält und einen kritischen Blick auf diverse Asta-Seiten wirft, immer noch ein Minderheitenthema, aber es ist deutlich sachorientierter geworden. Ein gutes Zeichen: Baden-Württemberg stellt nach knapp vier Jahrzehnten wieder die Weichen in Richtung Verfasste Studentenschaft. Ob deswegen mehr Studenten von ihrem Wahlrecht Gebrauch machen, bleibt abzuwarten, aber: Der Asta als Vertretung der Studierenden hat einen durchaus stärkeren Hebel. Traurig stimmt mich da eher, dass auch 2013 auf der Asta-Seite vieler Hochschulen die Verbindungen nicht unter den Hochschulgruppen auftauchen.

These 4: Studenten sind heute straffer organisiert als ihre Vorgängergenerationen.

Gerade in den Magisterstudiengängen war das Studium früher deutlich weniger reglementiert. Das hatte seine Vorteile für Studenten, die sich selbst disziplinieren konnten und eigene Schwerpunkte setzen wollten. Es hatte aber auch Nachteile, weil – seien wir ehrlich – so manche Spontanfete die Besprechung mit dem Betreuer der Magisterarbeit am nächsten Morgen vereitelte. Der Begriff Prokrastination, vulgo Aufschieberitis, war uns damals noch nicht bekannt, aber wir haben das seinerzeit auch so ganz gut hinbekommen.

Wer sich heute Studienordnungen anschaut, trifft auf Credit Points und ein Regelwerk, das in seiner Komplexität und in seinem Reichtum an Ausnahmen so manchem Handyvertragsanbieter zur Ehre gereichen würde. Wie durchdacht die jeweilige Ausgestaltung in den einzelnen Studiengängen ist, vermögen wir als Außenstehende nur zu erraten, aber sicher ist: Das System kanalisiert den Studienverlauf und schafft Struktur. Und es erhöht die Möglichkeiten des Studienortwechsels. War es in den 90er-Jahren noch eine Frage von Wohlwollen und Dünkel einzelner Hochschullehrer, ob eine Leistung beim Studienwechsel anerkannt wird, sind hierfür zumindest im Prinzip durch den Bologna-Prozess die Rahmenrichtlinien geschaffen.

Für den Wingolf und Verbindungen im Allgemeinen bedeutet das, dass es noch schwieriger geworden ist, sich die nötige Zeit für die Verbindungsaktivitäten freizuhalten. Denjenigen, die das dennoch tun, gebührt unser Dank (abgesehen davon, dass es den meisten wohl auch vor allem Spaß bereitet). Übrigens: Es ist nicht notwendigerweise so, dass diejenigen, die sich in einer Verbindung engagieren, diejenigen sind, die übermäßig lange oder weniger erfolgreich studieren. Sie studieren nur manchmal effizienter und mit etwas mehr Mut zu Lücke.

These 5: Studenten sind flexibler in der Wahl ihrer Arbeitsplätze und haben alle Chancen, gut vernetzt zu sein.

Wir erleben dieser Tage geradezu einen Gründungsboom. Dem tragen in den letzten Jahren auch diverse Initiativen der Hochschulen Rechnung. Die TU München hat beispielsweise ein großes Gründerzentrum und die Initiative UnternehmerTUM, verschiedene private Hochschulen wie die European Business School verfügen über Entrepreneurship-Initiativen, bei denen man auch durchaus große Unternehmen und Investoren trifft. Auch wenn rund die Hälfte der Startups im Laufe der ersten drei Jahre aufgeben müssen und so mancher Gründer an deutschen Behörden und deutscher Regelwut verzweifelt, ist dieser Trend nicht mehr umkehrbar.

Auch wer nicht selbst gründet, landet immer seltener in Großunternehmen. Es ist einfach nicht mehr selbstverständlich, dass man nach dem Studienabschluss gleich in einen unbefristeten Vollzeitvertrag rutscht und dort bis zum Rentenalter bleibt. Daraus folgt übrigens nicht, dass die Hochschulabsolventen keine Ansprüche an ihre potentiellen Arbeitgeber stellen. Im Gegenteil: Das Thema Work-Life-Balance, das gerade zu meiner Abschlusszeit ein Tabu gewesen wäre, ist heute auch in Auswahlgesprächen absolut üblich: man fordert Freizeit ein. Auch ehemalige Statussymbole wie Dienstwagen sind heute dem Vernehmen nach weniger wichtig als beispielsweise Freiheiten wie die Flexibilität von Arbeitsort und Arbeitszeit.

Diese Flexibilität in den Werdegängen unserer Absolventen erfordert gleichzeitig einen hohen Grad an Vernetzung. Doch die Studenten 2013 haben alle Möglichkeit, gut vernetzt zu sein. Denn musste man vor 20 oder 30 Jahren noch in diversen Gruppen engagiert sein, um eventuell Kontakte zu schaffen, gibt es heute Netzwerke wie Xing oder LinkedIn. Nota bene: Diese Netzwerke ersetzen nicht das persönliche Netzwerk, sie unterstützen es aber in bemerkenswerter Weise. Ein Beispiel, das sich exakt so zugetragen hat: Ich finde einen Conphilister, der beruflich etwas Ähnliches macht wie ich – weil ich über seinen Namen stolpere, als ich bemerke, dass er ein Kontakt eines Geschäftspartners von mir ist, und weil ich dann sehe, dass er unter Vereinigungen „Wingolf“ eingetragen hat. Das ist dann quasi die virtuelle Entsprechung zur Bundesnadel. Oder ich finde einen für mich interessanten Geschäftspartner, mit dem ich immer schon mal sprechen wollte, von dem ich sehe, dass er mit einem Conphilister vernetzt ist – diesen kann ich dann ansprechen und ihn bitten, einen Kontakt herzustellen.

Zusammenfassend: Kontaktpflege ist heute so wichtig wie früher, allerdings findet sie heute vor allem in sozialen Netzwerken im Netz und seltener „live“ statt.

These 6: Die Revolution durch den Bologna-Prozess blieb aus, die Kollateralschäden sind aber vorhanden.

Bologna hat vieles verändert, vieles aber auch nicht. „Die Revolution blieb aus“, ist die Quintessenz einer Sammlung von empirischen Befunden zum Hochschulreformprozess. Versucht würde vielmehr, die alten Curricula in zwei aufeinander aufbauende Blöcke zu pressen. Allerdings wird der Bachelorabschluss in den Unternehmen und auch unter den Studenten anders bewertet als ein Master, Magister oder Diplomabschluss. Das verwundert nicht, schließlich haben die Absolventen ja auch „nur“ drei und nicht fünf Jahre an der Hochschule zugebracht.

Die Diversifizierung der Hochschulabschlüsse hat in der Tat dazu geführt, dass die Unternehmen einen Bachelor-Absolventen akzeptieren. Sie stufen ihn aber, wie man in den Gehaltstabellen verschiedener Großunternehmen nachlesen kann, irgendwo im Mittelfeld ein – weit von dem entfernt, was ein Hochschulabsolvent mit einem nach zehensemestrigem Studium erlangten Abschluss verdient. Das ist für die Unternehmen praktisch – schließlich sparen sie so eine Menge Geld. Es ist aber unter Umständen kurzsichtig. Ein Studienfreund, der ein Unternehmen führt, berichtete mir sogar, dass er Bachelor-Absolventen inzwischen ungern nimmt – denn was bringe es, wenn die Absolventen günstig zu haben sind, wenn sie dafür (so seine Erfahrung) nach zwei, drei Jahren Berufserfahrung wieder an die Uni zurückgehen, um noch einen Master „draufzusatteln“. Eine Studie am Psychologischen Institut der Uni Heidelberg hat jetzt herausgefunden, dass Bachelor-Studenten deutlich gestresster und unzufriedener sind als andere, auch frühere Studentengruppen. Das liegt nicht mal so sehr an den hohen Anforderungen, sondern vielmehr an der Kombination aus hohen Erwartungen und Notendruck und geringen Entscheidungs- und Gestaltungsspielräumen im Studium.

Durch oder trotz Bologna – darin sind sich die Experten uneinig – gehen mehr Studenten für ein Studiensemester oder ein Praktikum ins Ausland. Obwohl der Bologna-Prozess paradoxerweise gerne als Hemmnis für Auslandssemester gesehen wurde – man müsse genau die passenden Kurse an der ausländischen Partnerhochschule finden – gab es noch nie so viel Mobilität unter Studenten wie heute, vielleicht auch, weil es mit dem Credit-Point-System zumindest eine Währung für Leistungsnachweise gibt.

Für die Studenten und den Wingolf bedeutet das, dass sich verglichen mit früher eigentlich gar nicht so viel verändert hat: Man studiert im Idealfall zwischen drei und fünf Jahren – meist etwas länger – und sammelt nebenbei berufliche Erfahrungen in Praktika und Projektarbeit, geht vielleicht noch eine Zeit ins Ausland. Diese Zeit reicht durchaus für eine vernünftige Aktivenkarriere mit Fuxenzeit, Burschen- und Inaktivenzeit.

Als schwieriger erweisen sich die je nach Hochschule stark voneinander abweichenden Studienstrukturen. In Mannheim haben wir 1999 bei der Neufassung der Aktivensatzung absichtlich relativ offen von „männlichen Studierenden an Hochschulen im Rhein-Neckar-Raum“ gesprochen, um auch neuen Entwicklungen wie der Berufsakademie (heute Duale Hochschule) Rechnung zu tragen. Aus heutiger Sicht hat sich diese Entscheidung bewährt – wir haben in den letzten Jahren Aktivmeldungen von Studenten unterschiedlicher Hochschulen verzeichnen können. Dies hat allerdings zur Folge, dass wir heute auf eine für den Außenstehenden etwas verwirrende Vielfalt an Semesterzeiten und Studienverläufen treffen. Ob das jetzt praktisch ist, weil immer irgendwer auf dem Haus anzutreffen ist, während es früher schwierig war, in bestimmten Monaten jemanden von den Aktiven zu fassen zu bekommen, ist Ansichtssache. Die Semesterplanung dürfte es jedenfalls nicht erleichtert haben.

These 7: Die Verbindungslandschaft spielte schon in den 90er-Jahren kaum noch eine Rolle und daran hat sich nichts zum Positiven geändert.

Und nun komme ich zu guter Letzt doch noch auf ein verbindungspezifisches (wenn auch nicht wingolfsspezifisches) Phänomen: Wenn einzelne Teile der Deutschen Burschenschaft mal wieder nach rechts ausscheren, wie dies in der jüngsten Zeit häufiger der Fall war, dann schaffen es die

Verbindungen insgesamt mal wieder auf Seite 3 der „Süddeutschen Zeitung“, oben auf die Startseite bei „Spiegel online“ oder in den Politikteil der „Zeit“. Ansonsten werden Verbindungen aller Art ignoriert (bestenfalls) oder als unerwünschtes Element der Hochschulen gebrandmarkt (schlechtestenfalls). Eine wohlwollende oder zumindest gleichberechtigte Behandlung mit anderen Hochschulgruppen gab es über die Jahre (auch dort, wo der Asta nicht mehrheitlich links ist) eher selten. An vielen Universitäten verhält sich auch das Rektorat den Verbindungen gegenüber nicht besonders entgegenkommend – teils aus mangelndem Interesse an der Sache, teils aber auch aus falsch verstandener „Political Correctness“ oder um nicht anderswo anzuecken.

Wir haben allenfalls deswegen nicht mehr so sehr mit dem Imageproblem von Verbindungen zu kämpfen, weil wir schlicht und einfach nicht mehr relevant sind. Das wofür wir stehen, können andere Gruppen auch ganz gut. Erfahrung im Reden, im Handeln, im Verhandeln, im selbständigen und kooperativen Denken, im Erlernen gruppenspezifischer Prozesse und „soft skills“, Förderung, Beratung im Studium. Solche Aspekte nennen verschiedene Wingolfsverbindungen unter der Überschrift „Zehn gute Gründe, in eine Wingolfsverbindung einzutreten“. All das bietet der Wingolf durchaus – er steht damit aber eben nicht mehr alleine da.

Es lässt sich an Zahlen belegen, dass in den letzten 20 Jahren immer seltener persönliches „Engagement“ mit Bindungsbereitschaft einhergeht. Viele engagieren sich kurzfristig in Aktionen, wirken mal hier, mal da mit – aber sie binden sich deswegen gewöhnlich nicht dauerhaft an eine Partei, einen Verein, eine Gewerkschaft oder eine sonstige Gruppierung. Auch das ist eine Ursache dafür, dass die Aktivitäten vieler Verbindungen nicht mehr die Stärke früherer Zeiten aufweisen und der Wingolf als Ganzes weiter schrumpfen wird.

Fazit: Die Zeiten ändern sich und der Wingolf ändert sich mit ihnen.

Dennoch ist das kein Grund, den Mut sinken zu lassen: Viele Wingolfsverbindungen stehen z. Zt. personell besser da als noch vor einigen Jahren. Wir dürfen also durchaus optimistisch in die Zukunft blicken. So pragmatisch und flexibel wie Studien- und Arbeitswelt sind, so anpassungsfähig muss auch der Wingolf sein. Das heißt nicht, dass wir uns jedwedem Zeitgeist unterordnen. Es heißt vielmehr, dass wir es schaffen müssen, die Rahmenbedingungen, die das Studieren heute mit sich bringt, auch im Wingolf umzusetzen. Wir müssen den Wingolf immer wieder aufs Neue mit zeitgemäßem Leben erfüllen und den Lebensbund vermitteln und pflegen. Nur so können wir ein Teil des gesellschaftlichen Lebens und der Hochschullandschaft bleiben.

Tobias Weidemann (Mm 94)